

„Und ihr – für wen haltet ihr mich?“ (Mt 16,15)*

Josef Sudbrack SJ, München

I.

Diese Frage, die der Herr bei Cäsarea Philippi, bei der fast dramatisch zu nennenden Wende, die die Mitte des Matthäusevangeliums ausmacht, an seine Apostel und in seinen Aposteln an jeden Christen richtete, gehört letztlich nicht vor ein gelehrtes Forum; ihr kann und darf man sich nur persönlich und in persönlicher Entscheidungsbereitschaft stellen. Die Antwort dürfte auch keine gescheite Erörterung oder kluge Definition sein, wie der Arzt vielleicht eine Krankheit diagnostiziert, der Botaniker eine Blume bestimmt oder wie eine historische Arbeit eine Persönlichkeit beschreibt, sondern sie müßte ein Bekenntnis sein, wie es Petrus vor den Elfen und an ihrer Stelle ablegte, als er in Cäsarea Philippi oder nach dem Brotwunder und der eucharistischen Verheißungsrede vor dem Herrn stand: „Herr, zu wem sollten wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du der Heilige Gottes bist!“

Gewiß, die Kirche, die Gemeinschaft, in der wir leben, trägt unsere Antwort oder besser unser Bekenntnis. Wir wissen sogar in der letzten Tiefe unseres Daseins, daß das „Ja, Du bist es“, das wir gegen alle grammatikalischen Regeln, aber nach der Logik des personalen Engagements auf die Frage: „Wer ist Jesus Christus?“ aussprechen müssen, daß dieses Ja uns geschenkt und von der großen Gemeinschaft der Kirche mitbestimmt wird. Dennoch sind wir es, ist es jeder einzelne von uns ganz persönlich, der dieses Ja sprechen muß. In dieser Tiefe der persönlichen Entscheidung schwingen die Tat, die der Mensch nur allein erstellen kann, und die Gabe, die er von anderen geschenkt erhält, oder der Rückhalt von außen, an dem er innerlich erstarkt, zusammen, so wie man im personalen Gegenüber erfährt, daß das Du des anderen erst das eigene Tun entbindet, bestimmt und trägt, und daß es doch ganz persönliches, eigenes Tun ist, das aus dieser Begegnung erwächst¹.

* Der Beitrag ist die nur wenig überarbeitete Fassung eines Vortrags, den der Vf. unter dem Titel „Wer ist Jesus Christus?“ auf einer Tagung der kath. Akademie Stuttgart in Brixen gehalten hat.

¹ In dieser Erfahrung liegt ein echtes Analogon für das Gegenüber des Geschöpfes zu seinem Schöpfer, das über die in der Kirche lebende Gnade Christi vermittelt oder, besser gesagt, verdichtet wird zu dem Gegenüber des Erlösten zum Herrn.

Wenn wir uns die Frage stellen „Wer ist Jesus Christus?“, dann sind uns die biographischen Daten im letzten gleichgültig; ob Jesus im Jahre eins oder schon sieben Jahre vorher geboren wurde, ob er groß oder klein, von strahlendem Aussehen oder, wie einige Kirchenväter glaubten, von unansehnlichem Äußeren war, interessiert uns wenig. Ja selbst seine Taten, seine Wunder, sind nur Zeichen – Semeia nennt sie der Evangelist – für etwas Tieferes, auf das sie deuten, für die Person des Herrn. Und seine Worte sind keine „Indikative“, keine Weisheiten, die uns klüger machen sollen, sondern „Imperative“, die in dem Anruf gipfeln: „Bekehret euch“, „Folgt mir nach!“ Auch das, was die Kirche über Jahrhunderte des Betens und Meditierens an dogmatischen Formeln ausgearbeitet hat, bleibt vor dem Letzten stehen, das wir mit der Frage: „Wer ist Jesus Christus?“ meinen. Wenn wir z. B. wissen, daß der Herr eine göttliche Person in zwei Naturen ist, in der menschlichen und der göttlichen, wenn wir wissen, daß er ganz Mensch und ganz Gott ist, dann umspannen wir mit dieser Aussage zwar den Himmel und die Erde . . . wissen wir dann aber schon, wer Jesus Christus ist, kennen wir dann schon die Antwort auf die Frage, „Für wen halten die Leute den Menschensohn?“².

Was der Herr mit seiner Frage in den Jüngern wecken wollte, kann man verstehen, wenn man sich eine echte menschliche Begegnung vor Augen führt. Wer kennt einen anderen denn wirklich? der Arzt, der ein Kind mit wissenschaftlichen Methoden untersucht? der Lehrer und Erzieher, der sich über dessen Leistung, Veranlagung, über Willenskraft und Gemütsreichtum im klaren ist? der Psychologe, der, wie man es heute kann, bis in die letzten Winkel den Regungen der kindlichen Seele nachgegangen ist? oder die Mutter, die von all dem keine Ahnung hat, die ihr Kind nur einfachhin gern hat? Gewiß kann sie von den Fachleuten viel lernen, sie kann mit deren Hilfe manches, was sie schon wußte, auf eine klarere Aussage bringen, aber sie hat allen anderen das eine voraus: Sie kennt ihr Kind wirklich, von innen her; sie hat es lieb, sie setzt sich für es ein, und daraus erwächst eine Kenntnis, die kein Studium und keine Gelehrsamkeit zu geben vermögen. Man kann vieles davon auf mütterlichen Instinkt u. ä. zurückführen, aber es bleibt ein Rest, das personale Wissen des liebenden Herzens um „ihr Kind“, das keine Wissenschaft einzuholen vermag, und dieser „Rest“ ist das, worauf es ankommt. So wußte auch Maria – für unsere heutigen Vorstellungen nur ein einfaches, ungebildetes Bauernmädchen – besser, wer ihr Sohn war, als alle Theologen zusammen-

² Das vor 25 bis 30 Jahren diskutierte Problem einer kerygmatischen Theologie, die man neben die wissenschaftliche Theologie stellen wollte, ist durch die „anthropologische Wende“ der Theologen, besonders Karl Rahners, hinfällig geworden.

genommen, sie wußte mehr von ihm, als zwei Jahrtausende Kirchengeschichte vom Geheimnis Christi erarbeitet haben; und doch hätte sie vor unseren Dogmen und Lehrsätzen verständnislos gestanden.

Diese totale und von unserer Frage im letzten verlangte Antwort gehört eben nicht mehr nur in das System der Wissenschaft, sie übersteigt alles, was man formulieren, aufschreiben und dann als Schwarz-auf-Weiß-Besitz getrost nach Hause tragen kann, und zieht uns persönlich, die wir die Antwort zu geben haben, unser Denken und Wollen, unsere Verantwortung und unseren freien Entschluß, unsere Personmitte mit hinein in das, was zu sagen ist. Hier, in dem unbegreifbaren und doch alles begreifenden Zentrum des Menschen ist auch die Stelle, von der her die Mutter ihr Kind besser kennt als Ärzte und Psychologen.

So müssen wir bei der Frage: „Wer ist Jesus Christus?“ in uns persönlich eingehen, wir müssen uns anschauen und prüfen: Aus welcher Tiefe deines Herzens stellst du die Frage, aus bloßem Wissensdrang oder aus echtem personalem Suchen? Spricht aus dir nur die Stimme der Überlieferung, oder bist du es selbst, im Tiefsten deiner Existenz, der hier fragt: „Wer ist Jesus Christus?“

Man sieht: das sind Ansprüche und Entscheidungen, denen sich jeder letztlich nur allein, ganz allein stellen kann. Jede fremde Stimme bringt in dieses Fragen Verwirrung, lenkt von ihm ab. Natürlich gibt es zu Christus auch Zugänge über wissenschaftliche Erkenntnisse und allgemeine Sätze; sonst gäbe es keine Bücher, keine Vorträge, kein Studium, keine Unterweisung, keine Predigt; aber das, was mit unserer Frage „Wer ist Jesus Christus?“ letztlich angezielt wird, kann jeder nur für sich allein leisten, alles andere (auch was hier gesagt sein soll) ist nur Weg, Hinweis für das, was jeder bei sich, aus sich und für sich allein zu tragen und zu beantworten hat.

Bei solcher Rückbesinnung auf uns persönlich, die wir hier fragen wollen, stehen wir somit vor einer zweiten Frage, die in der ersten, der Frage nach Jesus Christus, eingeschlossen ist und mit ihr im Tun unseres Fragens eine vorgängige Einheit bildet. Sie lautet: „Wer bist *du*, der du nach Jesus Christus fragst? Weshalb fragst du, welche Motive leiten dich?“ Weshalb fragen die Menschen nach Jesus Christus, nach dem Wanderprediger aus dem vorderen Orient, der in weiter Vergangenheit von seinem eigenen Volk ausgestoßen und von der Besatzungsmacht verachtet, eines schimpflichen Todes starb? Weshalb ist diese Frage in der Geschichte noch niemals müde geworden? Manchmal möchte es scheinen, die Menschen seien getrieben von einer inneren Unruhe, die sie entweder am Fels Christi zerschellen oder auf dem gleichen Felsen Festigkeit und Ruhe für ihr Leben finden läßt. Es wäre verfehlt, auch theologisch verfehlt, wollte man in apologeti-

scher Weise auf dieses oder jenes Phänomen mit dem Finger weisen und zu beweisen versuchen, daß sittliche Gutheit und der Besitz der Wahrheit, des wahren Glaubens und des wahren Gottesbildes, deckungsgleich zusammenfallen; aber die Lehre der ersten Kirchenväter vom Logos spermatikos, vom samenhaften Kern der Offenbarungswahrheit in den „guten Heiden“, gilt auch heute noch, nur daß sich dieser „Glaube“ mehr im Fragen, in der Unruhe, in der Ehrlichkeit vor sich und vor anderen äußert als in einem formulierbaren Wahrheitsbesitz³.

II.

Schauen wir in uns hinein! Entdecken nicht auch wir dort den Menschen, der eine Sehnsucht, ein Ausschauhalten in sich trägt, das ihn immer über das hinausblicken läßt, was er gerade in Händen hält. Wenn er in Glück und Zufriedenheit lebt, dann überdenkt er in wachen Stunden die Zukunft, die hinter dem glücklichen Tag, der glücklichen Woche, den glücklichen Jahren liegt; und dann kann geheime Angst sein Herz erfassen vor dem, worauf er unwissend-wissend zugeht. Wenn er in Elend und Unglück sich abmüht, dann hat er im geheimen immer schon eine Vorahnung von dem großen Elend, das wir Tod nennen, und die Sehnsucht nach einem erfüllten Dasein ist noch stärker. Arbeit, Unrast oder turbulentes Vergnügen können nur für kurze Zeit über diese Fragen nach dem Ende hinwegtäuschen.

Es ist heute, in der Zeit der Massenkatastrophen und der nie aufhörenden Kriege wahrhaftig nicht schwer, sich ernsthaft über den Sinn dieses Lebens zu fragen. Was bedeuten diese Jahre, die man mit froher Hoffnung und jugendlichem Optimismus betritt, und die einem dann Stück für Stück alle Erwartungen aus der Hand schlagen? Man braucht nur wachen Auges in die europäische Geistigkeit hineinzuschauen. Man braucht nur die Werke unserer Literaten und Dichter zu lesen: Dort, wo sie ehrlich sprechen – und heute ist man vielleicht ehrlicher als je zuvor –, scheinen sie drei Gruppen zu bilden: Die einen sind unterwegs, sie suchen und fragen und erhoffen noch Antwort. Die anderen sind längst enttäuscht, sie wollen sich nichts mehr vormachen und sagen klipp und klar: das Leben ist Unsinn, Scheitern, Sein zum Tod, ist Trotz und vergebliches Aufbäumen gegen das, was stärker ist als der Mensch. Und eine dritte, recht kleine Gruppe sagt einfach: Jesus Christus! An dieser Stelle Namen zu nennen, wäre vergeblich, wir kämen an kein Ende⁴. Aber rufen wir uns

³ Wissenschaftlich müßte sich diese Erkenntnis eines verdeckten, inchoativen Christentums in einer Freilegung der christlichen Werte außerhalb des Christentums niederschlagen, wobei die positiven Erkenntnisse der vielgelästerten Immanenzapologetik „aufgehoben“ und in ihren richtigen Ansätzen weiter ausgearbeitet werden müßten.

⁴ Vgl. Hans Urs von Balthasar, *Die Gottesfrage des heutigen Menschen*, Wien-München 1956; Heinz Beckmann, *Der variable Mensch*, Lutherische Monatshefte 4 (1965) 299 ff.

doch die Bilder der großen modernen Künstler in Erinnerung, die noch deutlicher und unmittelbarer vom inneren Ringen ihrer Meister künden: Wenn sie wirklich eine Aussage über den Menschen machen wollen und sich nicht in Formen, Farben, Ornamente und Abstraktionen flüchten, dann stellen sie Utopien oder Zerrissenheit dar. Der Mensch ist zur Fratze geworden, oder er ist dumpf, klagend vor sich hinbrütend, vegetierend wie die vielen Clowns, die man sich gern als Sujet solcher Bilder wählt.

Vielleicht sind die Menschen noch nie in der Geschichte so konsequent und unnachgiebig diesem ihrem Ausgreifen über das hinaus, was greifbar vor ihnen liegt, nachgegangen. Vielleicht ist deshalb heute die Ablehnung Gottes so hart und scharf, weil das Suchen und Fragen so dringlich, so existentiell ist. Der Mensch sucht etwas, worauf er bauen kann; aber die hohen und höchsten Antworten, die er findet, sind nur vorläufige Ruhepunkte in diesem rastlosen Suchen. Dienst an der Wissenschaft? Ach, welche Zerstörungsmittel hat uns diese Wissenschaft geschenkt! Dienst an der Menschheit? Aber das heißt zugleich auch Gelächter und Undank, und ein jeder kommt an die Grenzen des Dienstes, wo er erfährt, daß jemand oder etwas anderes stärker ist als der gute Wille! Ja selbst das Höchste, was uns das Leben zu geben hat: Liebe, Freundschaft, Vertrauen auf einen anderen Menschen, Verstehen und Ineinander-Ruhen, ist zugleich das Schmerzlichste, die größte Enttäuschung, denn die Stunde kommt, da die Wogen der Vergänglichkeit den Felsgrund, auf dem wir zu bauen glaubten, unterspülen und wegschwemmen in den Abgrund des Todes. Unsere Erwartung, unsere Sehnsucht, unser Ausschauhalten aber will mehr, will Ewigkeit und Endgültigkeit.

III.

Die Menschheit wußte seit jeher, daß ihr Suchen nach Sicherheit und Geborgenheit trotz aller Enttäuschung eine Antwort finden wird; daß diese Antwort nicht nur besagt, daß es keine Antwort gibt! Die Menschheit wußte seit jeher um Gott. In ihm liegt die Antwort auf das Suchen; in ihm ist die unausfüllbare Weite, nach der der Mensch sich immer von Neuem ausstreckt, überreich erfüllt; er ist der Boden, auf den zu bauen sich lohnt, den kein Tod und keine Untreue untergraben können; in ihm liegt der Sinn des Lebens verborgen, der in dieser Welt tatsächlich unseren Augen verborgen ist. Aber hier beginnt ein neues Fragen und Suchen: Wer ist denn dieser Gott?

Ist er nur ein verschwommenes Etwas, eine Art Urnebel, der alles durchdringt, belebt, umhüllt? Ist er nur die Summe der Natur, die das Werden und Vergehen in sich aufnimmt, wie in einen mütterlichen Schoß, der Horizont unseres Denkens, auf den wir zugehen, den wir aber niemals erreichen? Ist er eigentlich doch nur wir selbst, in der weiten Perspektive

der ganzen Welt-Zeit und des ganzen Welt-Raums? Ist er nur die Voraussetzung unserer Denkgesetze, die ihre innerliche Widersprüchlichkeit offenbart, sobald wir sie hypostatisieren und mit Namen benennen wollen? Oder ist er gar nur eine Projektion der menschlichen Sehnsucht, die all ihr unerfülltes Träumen in die Zukunft wirft und das dann Gott nennt? Hält er uns vielleicht sogar ab vom Eigentlichen, was wir zu tun haben, vom Dienst am Menschen und an dieser Welt?

Und wenn wir wissen und glauben, daß Gott ist, dann fangen die Fragen und die Unsicherheit erst recht an. Ist er transzendent, wie man es nannte, weit weg von uns, irgendwo, von wo er die Welt beherrscht? Ist er so groß und alles umfassend, daß wir ein Nichts vor ihm sind, daß wir ihm gar nicht personal begegnen können? Oder ist es umgekehrt, daß *wir* uns als Personen frei und bewußt gegen Gott entscheiden können, so daß Gott letztlich gezwungen ist, sein ungehorsames Schöpfungswerk zu bestrafen und zu zerstören? Immer wieder will uns Gott entgleiten. Sobald wir eine feste Aussage über ihn versuchen – etwa daß seiner Vorsehung alles offensteht und von seinem Willen auch das geringste Geschehen dieser Welt abhängig ist –, scheint die Aussage ins Gegenteil umzuschlagen. Hebt nicht seine Größe unseren freien Dienst vor Gott wieder auf und degradiert die Schöpfung zum willenlosen Werkzeug des Schöpfers?

Noch dringlicher werden die Fragen, wenn wir das Innerste des personalen Gegenübers zu Gott anrühren. Ist Gott ein liebender, verzeihender oder ein gerechter und strafender Gott? Wir müssen beides von ihm aussagen! Dann aber ist Gott ein Richter, der unerbittlich das Böse ahndet und aller Sünde nachgeht! Dann scheint für die Liebe kein Platz mehr zu sein! Können denn Liebe und Gerechtigkeit überhaupt zusammen gehen? Muß nicht die Liebe auch einmal eine ungerade Zahl gerade sein lassen, ein Auge zudrücken können, auch wenn die Gerechtigkeit sich dagegen auflehnt? Wie kann Gott überhaupt lieben? Thront er nicht unveränderlich über allem irdischen Geschick? Ist sein Wille nicht das eherne Gesetz, nach dem er die Welt gründete, das alles durchlebt und durchwebt? Wo ist da noch Raum für die Freiheit der Liebe? Liebe müßte doch etwas Geschehenes ungeschehen machen können, so wie die Mutter die Unarten ihres Kindes vergißt, Gott aber ist allwissend, in die Zukunft und in die Vergangenheit hinein! Liebe müßte mit freudiger Erwartung dem entgegenschauen können, was auf beide, den Geliebten und den Liebenden zukommt! Gott aber ist unveränderlich, immer derselbe, kennt kein Sich-Ausspannen in die Zukunft. Liebe müßte um das Geheimnis wissen, müßte erspüren, daß der andere, der ihr gegenübersteht, tiefer ist, als das, was der Verstand erkennt, und sie müßte sich in dies Geheimnis hineinwerfen, sich, ohne das, was kommen mag, schon zu überschauen, dem anderen an-

vertrauen und Du zu ihm sagen können! Aber wie ist dies bei Gott möglich? Schon das schlichte Wort DU, das wir von dem erwarten, der uns liebt, kann Gott doch nicht zu uns sprechen, da wir ganz und gar in seiner Hand sind, abhängig von ihm, wie das Werkzeug vom Meister, wie das Spielzeug vom Kind, wie das Geschöpf von seinem Schöpfer. Und Liebe müßte zuletzt auch mit dem anderen leiden können, müßte empfinden, was Schmerz und Tod ist, was Verlust und Trennung bedeutet. Ist es nicht so: nur im Leid und Schmerz kommt die Liebe zu sich selbst und wird das, was wir meinen, wenn wir von Liebe sprechen! Wie aber sollte man das von Gott aussagen dürfen?

Also – so scheint es – ist Gott doch nicht die Liebe, ist er nur die Gerechtigkeit, das große unerbittliche Gesetz, dem keiner entrinnt, der strenge Richter, vor dem nichts verborgen ist, der jede Untat bestraft. Uns Menschen bliebe dann nichts übrig, als in Ehrfurcht unser Haupt zu beugen, unser Leben und Geschick aus seiner Hand anzunehmen, uns ängstlich auf dem Pfad seiner Gebote zu halten, denn das Gericht Gottes ist gerecht, wer kann vor ihm bestehen?

Ist aber mit diesem Gottesbild, mit dieser Wirklichkeit unser Sehnen und Hoffen, unser Ausgreifen über das Ungenügen der Gegenwart, tatsächlich erfüllt? Wenn wir Menschen über die Belanglosigkeiten des Alltags hinwegschauen und unsere Erwartung sich auf etwas Großes und Wahres spannt, das wirklich anders ist als die vielen Enttäuschungen des Lebens, das uns Endgültigkeit schenkt, die nicht mehr umgeworfen werden kann, das uns Sicherheit gibt, in der wir im letzten geborgen sind, ist es dann der über allem thronende, uns entrückte, der gerechte Gott, auf den sich unser Blick richtet? Entspricht der Gott, den wir eben beschrieben, der Erwartung unseres Herzens? Oder sind seine Unendlichkeit, sein ewiges Gleichbleiben, sein All-Wissen und seine All-Macht, seine unerbittliche Gerechtigkeit nicht gerade die letzte und größte Enttäuschung unseres Lebens? Hätten wir nicht das Recht, wenn Gott so, nur so wäre, daß wir ihn in seiner einsamen Höhe beließen und uns den Menschen zukehrten, bei denen wir ein wenig Liebe, Vergessen, Vertrauen, Mitempfinden und Mitleiden fänden? Wäre dann nicht ein Mensch, in dem wir – wenn auch nur für kurze Zeit – Liebe, Sichineinander-Vergessen, Hinüberströmen von einem zum andern fänden, die einzige, unüberbietbare Erfüllung unseres Lebens? Wäre dann nicht sogar Trotz gegen den Herrn, der uns ins Leben gerufen hat, besser und richtiger als folgsames Gehorchen? Und wäre uns dann nicht jeder Mensch, der ein mitfühlendes Herz mit der geschlagenen Kreatur hat, wichtiger als der Gott, der diese Kreatur geschaffen, aber in ewiger Unveränderlichkeit nicht mitfühlen, nicht mitleiden, nicht lieben kann.

Man könnte zwar das, was dieser Gott zu uns hegt, auch Liebe nennen. Aber eine Liebe, die nicht vergißt, die nicht mitgeht in Freud und Leid, die unbeweglich ist, die nicht aus sich heraustreten kann, um auf den anderen zu bauen, weil sie selbst alles schon besser hat und kann, ist keine Liebe, wie wir sie erwarten, sondern im letzten kalt und abweisend! Und einen Gott, der nur diese Liebe zu uns hegte, möchte man in mancher Stunde verfluchen, wie es der Duldner Job in der Stunde seines tiefsten Falles tat (vgl. z. B. Job 39, 32).

Wir stehen vor einem Dilemma, vor einer Wegscheide, deren beide Gabelungen uns ins Verderben, in die Sinnlosigkeit führen. Der eine ihrer Wegweiser zeigt auf Gott: aber dahinter steht die scheinbar gefühllose, lieblose Unveränderlichkeit eines Wesens, das nicht mitempfinden kann, das nicht Freundschaft pflegen, nicht Mitgefühl, Erbarmen und Liebe hegen kann, weil es in ewig gleichbleibender Unempfindlichkeit, jenseits aller menschlichen Regungen residiert. Der andere zeigt auf menschliche Liebe, auf menschliches Mitempfinden, auf jene Mittrauer und Mitfreude, wie sie nur der Mensch haben kann, der gegen alle Vernunft und Klugheit auf einen anderen schwachen Menschen vertraut und baut, der verzeiht und vergißt, was gewesen ist, der auch nach der dritten und vierten und fünften Enttäuschung immer wieder noch einmal das Wagnis der Liebe wagt, der nicht klug wird aus den Erfahrungen des Lebens. Aber diese menschliche Liebe ist endlich, vergänglich. Wenn auch das Volkslied meint, sie reiche über das Grab hinaus: es stimmt nicht. Diese Liebe dauert nur Tage, Wochen, Jahre, Jahrzehnte, ein ganzes Leben vielleicht, aber dann ist sie tot, zu Ende, um so schmerzlicher und enttäuschender zu Ende, als sie vorher groß und fest und dauernd war. Unsere Sehnsucht aber möchte beides, möchte sich über die Vorläufigkeit hinaus ausstrecken und dieser vergänglichen Liebe Endgültigkeit schenken. Sie möchte auch das unerbittliche Ende, das eine fremde Hand in das Leben der Liebe setzt, aufheben und überwinden; sie möchte Liebe, verzeihende, selbstlose, zutiefst menschliche Liebe finden und zugleich göttliche, ewige Beständigkeit, in der die Grenzen der geschaffenen Welt überwunden sind.

IV.

Doch diese beiden hoffnungslos auseinanderlaufenden Wege sind Konstruktionen des Menschen, nicht die Wirklichkeit Gottes, die unser Denken übersteigt, sie münden nicht im Abgrund, sondern treffen sich. Es gibt eine Wegkreuzung, auf der die Erwartungen der unveränderlichen Beständigkeit und der mitfühlenden, stets von neuem aus sich herausgehenden Liebe zusammenlaufen und eine Einheit bilden, ein und dasselbe sind. Sie heißt: Jesus Christus! Wenn wir zu Anfang die Frage stellten: „Wer ist Jesus

Christus?“, wenn wir dann in uns einkehrten und nach dem letzten Ernst, den letzten Motiven unserer Frage forschten, wenn wir erlebten, daß unser Herz beides will, die unendliche Weite, die so groß und stark in sich selbst ruht, daß sie ewig gleich und beständig bleiben muß, *und* die menschliche Liebe, die mit-geht, mit-fühlt, mit-leidet und sich mit-freut, dann ist hier unserem Fragen ein Ende gesetzt. Die Antwort lautet: Jesus Christus ist der, der beides vereint. Solche Antwort weiß, daß all unser Denken von Gott zu klein war: In Jesus Christus hat sich Gott den Menschen offenbart als derjenige, der zwar unveränderlich ewig, sich selbst genügend, über allem Geschaffenen thronet, der keinen Menschen braucht, in den keine Regung von außen eindringen kann, der aber zugleich, ja noch tiefer und wahrer, als wir es vermögen, mit den Menschen, mit „mir“ und mit „dir“ mitfühlt, mit-leidet, mit-stirbt und mit-liebt, der Gerechtigkeit, aber zugleich und eigentlicher Liebe ist, brennende Liebe, wie sie nur je ein Mensch hegen kann. Das Bild von Gott, das wir uns zeichneten, ist, in seiner abweisenden Gewaltigkeit, ein Popanz, eine Ausgeburt menschlichen Denkens aber nicht Wirklichkeit; Gott ist größer als alle unsere Vorstellung von ihm. Er ist so groß, unendlich, gewaltig, daß er Mensch werden konnte, mit-liebender, mit-fühlender Mensch, und gerade als dieser Mensch zeigte, was Er ist: *die* Liebe.

Man kann auf die Frage: „Wer ist Jesus Christus?“ die Antwort geben: Er ist Gott, der ein Menschenantlitz trägt! Man kann sagen: Er ist derjenige, in dessen Person das unvereinbar Scheinende zur Einheit geworden ist und immer schon Einheit war, die Größe, die unerreichbare Weite, die Ewigkeit, die Unveränderlichkeit, und zugleich die menschliche Nähe, die über Jerusalem oder über Lazarus weinen konnte, die am Ölberg blutschwitzte vor Angst, die wurde und war, so wie einer von uns, wie einer, auf den wir zugehen, den wir anschauen und dessen Hände wir ergreifen können.

Es ist schon so, unser Verstand, unser Vorstellungsvermögen versagt einfachhin bei der Antwort auf die Frage: „Wer ist Jesus Christus?“ Karl Rahner schreibt einmal und nimmt damit Gedanken der Tradition auf, wie sie z. B. Kardinal Nikolaus von Kues dachte, daß man von Gott, der Mensch geworden ist, das Letzte nur in Gegensätzen und Widersprüchen aussagen kann⁵. Er ist ewig und unveränderlich derselbe, und doch zugleich so vergänglich und veränderlich, daß er leidet, beeinflußt wird, seine Absichten ändert und sogar stirbt, so stirbt wie eben nur ein sterblicher Mensch sterben kann. Wir müssen die Antwort, die wir auf unsere

⁵ *Schriften zur Theologie* I, 202 Anm. 2: „Es ergibt sich aus dieser Aussage, daß der Satz von der ‚Unveränderlichkeit‘ Gottes, des Fehlens einer realen Beziehung Gottes zur Welt, in einem wahren Sinn eine dialektische Aussage ist. Das kann man, ja muß man sagen, ohne darum ein Hegelianer zu sein.“

Frage gegeben haben: „Gott trägt ein Menschenantlitz“, völlig ernst nehmen. Wir dürfen nicht so tun, als sei Gott in eine menschliche Hülle hineingeschlüpft, als habe er die Menschennatur um sich gelegt, wie man ein Kleid, eine Maske anzieht, wir dürfen nicht so tun, als seien da zwei gewesen, die sich in Jesus Christus vereint hätten: ein Mensch, der umherging, predigte und Wunder wirkte, sich freute, litt und starb, und Gott, der hinter allem stand, der wohl in diesem Menschen wohnte, aber dessen Regungen in seiner Gottheit schon alle vorausgesehen hatte und eigentlich gar nicht davon berührt werden konnte, weil er eben Gott war. Das ist falsch, eine Häresie, die schon in den ersten vier Jahrhunderten der Kirche scharf verurteilt und zurückgewiesen wurde, denn Gott ist größer als unser Verstand, der beides nicht auf einen Nenner bringen kann: die ewige Größe Gottes und die menschliche Niedrigkeit des am Kreuz sterbenden Christus. Der Schmerz, den der Herr empfand, blieb ebensowenig wie die Liebe, die von diesem Schmerz bewegt wurde, an der Schwelle seiner Gottheit stehen, sondern Er selbst, Jesus Christus, die zweite göttliche Person, der Sohn des Vaters, durch den und von dem zugleich mit dem Vater der Heilige Geist ausgeht, ist für uns Mensch geworden, hat gelitten und ist am Kreuz gestorben.

Das genau ist die Antwort auf unsere Frage: „Wer ist Jesus Christus?“ Er ist derjenige, in dem beides sich vereint, das für unser Sehnen unvereinbar scheint und auf das wir im tiefsten unseres Herzens ausgerichtet sind und warten. Er ist der ewige Standort, von dem aus wir Sicherheit für unser Leben gewinnen, und zugleich der mitfühlende Mensch, dessen Herzensschwingungen auf unsere Freude und unser Leid eingehen, weil er selbst beides erfahren hat: Er ist Gott, der ein Menschenantlitz trägt, der Ewige und Unendliche, der für uns zeitlich und endlich geworden ist, damit wir ihm begegnen, ihm als einem Menschen ins Antlitz und ins Herz schauen können.

Wir haben zu Beginn nach Gott, dem Ziel unseres menschlichen Bemühens, gefragt und standen vor dem fast unabweislichen Ergebnis, daß dieser Gott, den unser Verstand erreicht, ein Gott der Gerechtigkeit, der harten, unveränderlichen Größe und ewigen Gleichheit sein muß, ein Gott, von dem wir uns lieber zurückziehen würden in die menschliche, wenn auch vergängliche, so doch wirkliche Liebe. Aber durch die Offenbarung in Jesus Christus wurden wir eines besseren belehrt: Gott ist und bleibt die Gerechtigkeit, aber eine Gerechtigkeit, die größer ist als unser menschliches Gesetz, eine Gerechtigkeit, die sich durch den Tod und die Auferstehung Jesu Christi auf Liebe festgelegt hat.

Schon auf den Höhepunkten des Alten Testaments wird die Ahnung wach, daß Gott den Menschen nicht allein als der Gerechte, sondern zu-

tiefst als der Liebende begegnet. Beim Propheten Hoseas wird im 11. Kapitel von dem ständigen Abfall des Volkes Israel berichtet: „Je mehr ich sie rief, desto mehr gingen sie von mir hinweg“, heißt es. Gott zog sein Volk, wie man ein störriges Kalb am Halsstrick zieht, er schlug es wie einen bockigen Esel, um es auf den richtigen Weg zu treiben, aber immer wieder wandte sich das Volk von ihm ab und lief in sein Verderben. Dann folgen die wunderbaren wahrhaftig neutestamentlichen Worte „Wie könnte ich dich preisgeben, dich ausliefern, Israel? . . . Mein Herz kehrt sich um in mir, all mein Mitleid ist entbrannt. Ich will meinen glühenden Zorn nicht vollstrecken, will Ephraim nicht wieder verderben. Denn Gott bin ich und nicht ein Mensch, heilig in deiner Mitte, doch nicht ein Vertilger!“

Gott bin ich, nicht ein Mensch, aber nicht der Gott, den wir bisweilen im reinen Denken zu erreichen versuchen, sondern dessen Offenbarung all unsere Denkversuche hinter sich läßt. Was wir an Liebe erschnen und erträumen, wird in der Liebe Gottes noch weit überschritten, grenzenlos weit, so weit, daß das Maß, das unsere Endlichkeit in irgendeinem Punkt der verzeihenden Liebe setzt, bei Gott zum Nichts zusammenschrumpft. Das Maß seiner Liebe ist nach dem hl. Bernhard, kein Maß zu haben. An vielen Szenen des Neuen Testaments wird das für uns greifbar; am Verhältnis Jesu etwa zu seinen Jüngern, an seinem Umgang mit den Geschwistern von Bethanien, mit den Armen und Bedrückten des Volkes, oder an der Begegnung mit der öffentlichen, stadtbekannten Dirne, von der Lukas im 7. Kapitel erzählt: Jeder, der etwas auf sich hielt, wandte sich von ihr, aber die Liebe des Herrn war größer als menschliche Konvention und menschlicher Anstand. Er sagte zu ihr das wahrhaft göttliche Wort: „Ihre vielen Sünden sind ihr vergeben, denn sie hat viel geliebt.“ Man versetze einmal die Szene, die sich allem Anschein nach öfters im Leben des Herrn wiederholt hat, in unsere Zeit und Umgebung: Auf wessen Seite ständen wir?

Wenn wir eines der großen Ereignisse, in denen sich die Liebe des Herrn offenbarte, meditieren – etwa die Auferweckung des Lazarus im 11. Kapitel bei Johannes –, dann sind wir immer versucht, in der einen Gestalt des Herrn zu unterscheiden oder gar zu trennen. Auch in der Theologie wird heute noch die Frage diskutiert, ob sich nicht in den verschiedenen Werken des Herrn bald mehr seine Menschheit, bald mehr seine Gottheit ausdrückte. Aber geht nicht diese Fragestellung an dem, was der Herr für uns ist, vorbei oder ist doch für sein Geheimnis völlig belanglos? Er ist, so wie er als Mensch unter uns lebte, in seinen großen Taten wie in den alltäglichen Begebenheiten Offenbarung Gottes. Wir können bei ihm nicht an irgendeiner Stelle, auch nicht an den Wundern, die er in der Macht seiner Gottheit wirkte, das Menschliche wie einen Vor-

hang beiseite schieben, um seine göttliche Natur dahinter anzuschauen; ebensowenig können wir auch die unscheinbaren Handlungen seines Lebens von dem Auftrag, den Willen des Vaters zu erfüllen und Offenbarung des göttlichen Liebesgrundes zu sein, isolieren, um gleichsam den Menschen Jesus in seinem privaten, rein menschlichen Dasein zu betrachten. Nein, das göttliche Licht ging ganz und gar in das menschliche Leuchten ein, das Wort wurde ganz und gar Fleisch und wohnte unter uns als Mensch. An diesem Menschen, an seinen Lehren, seinem Handeln und tiefer noch an seinem Sein, können wir erkennen, wer Gott ist. Jesus Christus ist „das Bild Gottes“ (2 Kor 4, 4), nicht als wäre er getrennt von Gott, sondern Gott selbst ist es, in der Person des Logos, der für uns sichtbar wird im Menschen Jesus.

Und diese Sichtbarkeit Gottes auf Erden hat den einen, alles andere überstrahlenden Inhalt: Liebe. Gott hat sich in Jesus Christus als Liebe offenbart: Das Antlitz Gottes, das wir im Antlitz des Herrn sehen, heißt Liebe. Wenn wir noch einmal eine Antwort auf die Frage geben wollen: „Wer ist Jesus Christus?“, dann müssen wir nun sagen: Er ist die Offenbarung der Liebe Gottes, die menschengewordene Liebe des himmlischen Vaters.

V.

Und noch eine letzte Konkretheit muß mitbedacht werden, um die Botschaft von Gott, der ein Menschenantlitz trägt, in ihrer geschichtsmächtigen Radikalität zu begreifen: daß nämlich Gott in Jesus Christus mit uns leiden wollte. Alles, was Menschen an Schwerem zu tragen haben, hat Gott in seinem menschengewordenen Sohn auf sich genommen; er führte sein irdisches Leben nicht abseits von der auf dem Weg durch die Geschichte dahinziehenden Menschheit, sondern gliederte sich in ihre Reihen ein, machte ihre Geschehnisse zu den seinen und knüpfte dadurch das Band mit ihr noch enger.

Man hat früher spekuliert, ob nicht ein einziger Blutstropfen des Herrn genügt hätte, uns zu erlösen, unsere Sünden zu tilgen? Das mag richtig sein, aber was „Erlösung“ in Wirklichkeit ist, das sagt uns nicht unser Denken, sondern Gottes Tun; ihre Konkretheit, die greifbare Wirklichkeit der menschengewordenen Liebe Gottes ist anders und größer als unsere Spekulation, tiefer als unser Denken und reicher auch als die Vorstellungskraft unserer Liebe: Gott wollte für uns leiden, den Kelch der Schmerzen bis zur Neige austrinken und im Eingehen in die Todesnacht der Menschheit diese Menschheit zur Gemeinschaft der Erlösten einen. Leid verbindet, Leid aus Liebe mitgetragen, schafft Gemeinsamkeit. Das Leid, das Jesus Christus im Kreuzestod trug, erneuert, ja überbietet die ursprüngliche Gemeinschaft zwischen Gott und der Menschheit und begrün-

det die Gemeinschaft der Erlösten, denen alles Leid durch Tod und Auferstehung schon verklärt ist zum Mitbesitz an der Herrlichkeit Gottes in Jesus Christus⁶.

Opfer als liebende Hingabe ist der Leitgedanke des Lebens Jesu; angefangen von dem Wort, das der Hebräerbrief ihm als Gebet „beim Eintritt in die Welt“ in den Mund legt (10, 5–7), über die Weissagung Simeons im Tempel (Is 8, 14; Lk 2, 35) bis zur Dynamik der dreifachen Leidensvorhersagung, die den Herrn nach Jerusalem, zur Stätte seines Todes zieht. Dort am Kreuz wurde das Letzte offenbar, das Gott uns in seinem Sohn zu sagen hatte. Was wir Menschen Liebe nennen, erschöpft sich nur allzuleicht in betuernden Reden; selbst ein Tun aus Liebe kann noch vor dem Letzten stehen bleiben, wir können vieles verschenken, aber immer noch im Innersten ein geheimes Reservat errichten, das wir nicht ausliefern möchten, das nur uns allein gehören soll. Doch Gott wollte in Jesus Christus den Menschen, die er liebte, auch dieses letzte „Sich-Selbst“ ausliefern, freiwillig für uns Menschen in die Todesnacht eingehen. Man darf sich das Kreuz nicht so vorstellen, als habe der Herr in seinem menschlichen Wissen immer schon gewußt, daß sein Tod nur Durchgangsstadium sei für die Glorie der Auferstehung; die Angst der Ölbergstunde belehrt uns eines andern. Der Kreuzestod war für ihn das Ende, das bittere, blutige, endgültige Ende des Lebens und des reinen, nur Gott und den Menschen gewidmeten Wirkens.

Hier erkennen wir erst ganz, was die Liebe Gottes ist. Der Tod war für den Herrn völliger Untergang. Sein Leben schien vergeblich gewesen zu sein: hinter ihm der totale Zusammenbruch all seiner Pläne, vor ihm die Vernichtung seiner Existenz; nur in der letzten Anspannung seines Vertrauens auf den Vater konnte er von sich, der dem Untergang geweiht

⁶ Die in der Theorie durch Theologiegeschichte ebenso oft bedachte wie in der Frömmigkeitsgeschichte gelebte zentrale Stellung des Leides im Christentum (man denke an die patristische Theologie des Martyriums oder die Verehrung des leidenden Herrn im Mittelalter) darf nicht als passive Resignation oder Weltverachtung gewertet werden, sondern ist ein Widerschein der Tatsache, daß die Transzendenz des Christentums in der kategorialen Erfahrung nur als „Entsagung“ eindeutig greifbar werden kann. Vgl. diese Ztschr. 37 (1964) 27–33: „Die Entsagung als Realisation und Vergewisserung des Glaubens“ (Karl Rahner, *Über die evangelischen Räte*, 17–37). Dem widerspricht keineswegs die evangelische Botschaft von der Freude. Doch deren Erfahrung ist im kategorialen Bereich nicht restlos objektivierbar und deshalb auch in ihrer eigentlichen Christlichkeit nicht voll abhebbar von anderen, ähnlichen Erfahrungen. Die transzendente Bewußtheit der christlichen Freude wird also nicht negiert. Man wird sogar sagen müssen, daß diese innere Erfülltheit, von der Breite des christlichen Lebens her betrachtet, das entscheidende christliche Element ist; vgl. Mk 10, 29, wo die Doppelschichtigkeit der christlichen Erfahrung in der anschaulichen Sprache der Synoptiker sich niedergeschlagen hat: „... hundertfach zu empfangen jetzt in dieser Zeit Häuser und Brüder und Schwestern und Mütter und Kinder und Äcker unter Verfolgungen, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.“

war, absehen und alles in die Hände des Vaters übergeben. Aber ebenso endgültig und noch endgültiger, weil in den Triumph der Auferstehung hinüberreichend, offenbarte sich in dieser Stunde die Liebe Gottes. Ein kleines Wort, das uns bezeichnenderweise nur Lukas, der Evangelist der „Menschlichkeit Gottes“, überliefert, kann uns, gleichsam von der Oberfläche her, andeuten, welche Tiefe der göttlichen Liebe in diesem Geschehen des Todes Christi ausgeschöpft wird. Es ist das Wort an seine Feinde, die unter dem Kreuz stehen und seiner spotten: „Andere hat er gerettet, er rette sich selbst, wenn er der auserwählte Christus Gottes ist!“ Sie sind es, die vom sogenannten „galiläischen Frühling“ an systematisch sein Werk und seine Person zu vernichten suchten; für sie findet er ein Wort, das in seiner letzten menschlichen Liebe göttlich ist: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“

Es ist uns unmöglich, den Gehalt dieses Wortes auszuloten. Man müßte die größte menschliche Liebe ausdenken und sie in die göttliche Tiefe ausweiten, dann erst wären wir dort, von wo aus dieses Wort am Kreuz gesprochen wurde. Es ist wahrhaft gottmenschlich, menschlich in seiner alles bergenwollenden Nähe, göttlich, weil alles menschliche Maß weit überbordend. Aber selbst es ist nur ein uns verständliches, gleichsam äußeres Zeichen für das, was der Herr in der Todesstunde aus Liebe zu den Menschen auf sich nimmt, für dieses völlige Eingehen in das letzte menschliche Leid.

Dieser Tod, dieses Leid aber, von Gott getragen, durch seine Kraft zur Erlösungsgnade, und in der Auferstehung zur Hoffnung aller Menschen auf das endgültige Heil geworden, diese tiefste Offenbarung der Liebe Gottes meinen wir, wenn wir auf die Frage „Wer ist Jesus Christus?“ eine Antwort zu geben versuchen. In dieser Antwort ist die ganze Sehnsucht unseres Herzens eingeschlossen, die im menschlichen Denken der Philosophen sich am Scheideweg zwischen der regungslosen Unendlichkeit und der liebend-nahen Vergänglichkeit festrennen mußte. Sie ist kein Wissen, sondern Begegnung und Bekenntnis. Aber auch dieses Bekenntnis wird noch einmal verstummen müssen, so wie in den tiefsten Stunden liebender Begegnung Frage und Antwort überflüssig werden. Als der auferstandene Herr Petrus am See – nach der Leiderfahrung von Kreuz und Verleugnung – zum dritten Male fragte: „Hast du mich lieb?“, wußte dieser nichts mehr zu antworten, sondern deutete nur noch auf ihn selbst, die sichtbar gewordene Liebe Gottes, hin: „Du weißt es!“ In diesem Verstummen und Zurückweisen liegt die letzte Antwort auf die Frage: „Wer ist Jesus Christus?“, und dieses Verstummen ist zugleich liebende Anbetung und preisender Dank. *Tibi Silentium Laus* – Schweigen ist Dir, Gott, Lobgesang.